

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 97 (1971)
Heft: 47

Artikel: Max Frisch für die Schule
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-510675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bruno Knobel:

Max Frisch für die Schule

Geheiligte Güter oder Heilige Kühe

Im Suhrkamp-Verlag hat Max Frisch das Buch «*Wilhelm Tell für die Schule*» herausgegeben. Die Kritik urteilt unterschiedlich. Sie reicht von begeisterter Zustimmung bis zur bitterbösen Ablehnung. Und vor allem: Viele sogenannte «gute Schweizer» fühlen sich von diesem «Machwerk» abgestoßen und angewidert. Es rührt an geheiligte Güter. Andere sagen, es rühre bloss an Heilige Kühe...

Inhalt des Buches: Die Tell-Sage. Aber sie wird nicht so erzählt, wie wir sie von Schiller kennen oder wie Chronisten und Chroniken sie uns überlieferten, sondern einmal so, wie die Geschichte sich auch abgespielt haben könnte – warum nicht! –, wenn sie sich überhaupt abgespielt hätte. Und Frisch deutet sie so, wie man sie unvoreingenommen durchaus auch deuten kann.

Gerechterweise

wird man eingestehen müssen, daß das Buch in die Kategorie des literarischen Leichtgewichtes gehört. Ich glaube nicht, daß man so viel über das Buch spräche, daß es so bald einen Verleger gefunden

hätte und daß sein Inhalt zwischen dauerhafte, präventöse Leinendeckel geklemmt worden wäre, wenn nicht der berühmte Max Frisch es geschrieben hätte, der – so vermute ich – seinen erheblichen Spass daran hatte.

Andererseits könnte ich mir vorstellen, daß ein großer Teil der ablehnenden Kritik ein Indiz dafür ist, wie nötig das Buch war. Und vielleicht ist die Ablehnung auch ein (weiteres) Zeichen dafür, daß die Schweiz ein steiniger Boden für die Satire ist. Ich wenigstens verstehe das Buch als

parodistische Satire

wobei die Satire schon mit dem Titel beginnt. Denn das Buch ist natürlich mitnichten für den Gebrauch in der Schule geeignet. Und weil Frisch es zweifellos für nützlich hielt, wenn das Buch in den Schulen verwendet würde, es aber für absolut unwahrscheinlich hält, daß es getan wird – deshalb bestimmte er es im Titel für den Schulgebrauch. Daß es als Schulbuch verwendet werden könnte, z. B. als Ersatz für die obligate Lektüre von Schillers Tell – der Gedanke kann sehr erheitern. Deshalb nämlich, weil Frischs Version der Tell-Sage so ziemlich in jeder Beziehung das Gegenteil

dessen ist, was ein Schweizer (zumindest von der Generation Frischs) über Tell, aber auch über die ganze Heldengeschichte der Alten Eidgenossen von der Schule mitbekam. Und es sollen ja noch heute Schulbücher in Gebrauch sein, die strotzen von Glorifizierungen mord- und totschlagfreudigen alteidgenössischen Rabaukentums, «wie sie St. Jakob sah, freudvoll zum Streit», in einer Art heldentümelnd, die nicht nur nicht mehr zeit-, sondern auch nicht historiengemäß ist.

Satire ist Kritik mit dem Mittel der Uebertreibung. Frisch kritisiert das noch immer weitherum gepflegte, aber überholte heldenträchtige Geschichtsbild am Beispiel eines (in den Augen der meisten Schweizer historischen) typischen Helden, am Tell. Tells wirkliche Existenz ist zu bezweifeln, aber er wurde ein Mythos, und zwar deshalb, weil jedes Volk das Bestreben hat, sich in einer Person oder einer Geschichte so zu sehen, wie es gerne sein möchte. Das ist schön. Aber man sollte solche Mythen oder Sagen, also bloße Geschichten, nicht schließlich als *Geschichte* verstehen. Denn das ist Geschichtsfälschung, und darin liegt stets ein schönes Stück Selbsttäuschung.

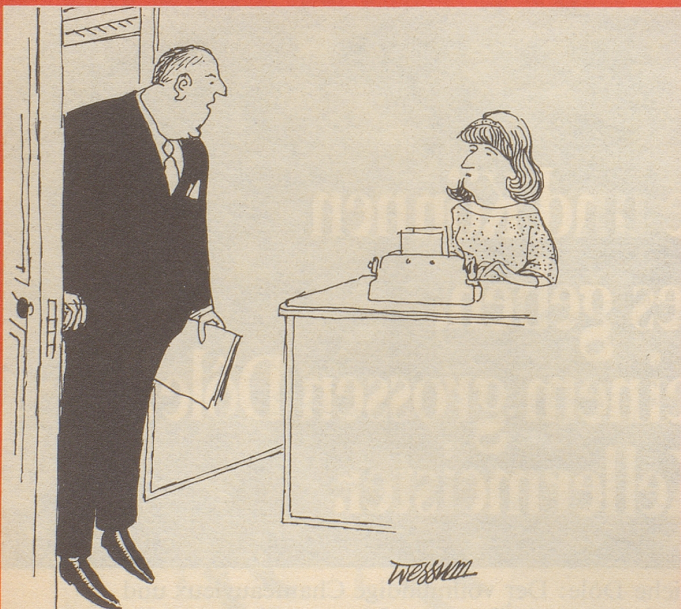
Ein Hinweis auf diese Feststellung klingt an im Anhang. Denn ebenso umfangreich wie der eigentliche Text von Frischs Tellgeschichte ist der erläuternde Anhang (der aber ebenfalls, trotz seines wissenschaftlich scheinenden Anstriches, voller Ironie ist). Dort heißt es z. B. an einer Stelle, mit Bezug auf die historische Richtig-

keit der Chroniken, die ja ihrerseits auf mündlichen Ueberlieferungen fußen:

«... Die Tendenz der mündlichen Ueberlieferung, das eigene Kollektiv zu rechtfertigen, ist natürlich. Vgl. hiezu Johannes Dierauer, 1887: (der Eigenliebe des Volkes schmeichelnde Geschichten). Vgl. ferner die mündliche Ueberlieferung in der Neuzeit, z. B. wie die Schweiz sich im Zweiten Weltkrieg *meint* verhalten zu haben. Schon nach einem Vierteljahrhundert werden Vorkommnisse vergessen oder zumindest nicht überliefert, wie etwa unsere Gewißheit, die Schweiz sei immun gegen Faschismus, erschweren könnten. Die mündliche Ueberlieferung setzt sich sogar gegen Dokumentationen durch, wie sie dem mittelalterlichen Chronisten nicht zur Verfügung standen; die Publikation von Dokumenten bringt daher nicht selten einen Schock, wie z. B. der sogenannte Bonjour-Bericht über die Neutralität der Schweiz im Zweiten Weltkrieg... Hätten auch wir, wie damals die Urschweiz, nur die mündliche Ueberlieferung (Stammstisch, Volksschule usw.), so gäbe es in der Schweiz von 1933 bis 1945 beispielsweise keine hitlerfreundlichen Großbürger und Offiziere usw., und dies schon nach einem Vierteljahrhundert mündlicher Ueberlieferung...»

Ein Sakrileg?

Es mag natürlich manchem fast als ein Sakrileg erscheinen, ein von Friedrich Schiller geprägtes und in dieser Form während Ge-



«... und jetzt glauben Sie im Ernst, Sie hätten mehr Lohn verdient, bloß weil ich mit Ihrem Slogan in den Nationalrat gewählt wurde: ‚Gleiche Arbeit, gleicher Lohn‘?»



«... ich möchte diesmal energisch davor warnen, die Regierungsparteien durch Rufe nach Absetzung ihrer Bundesräte zu erfreuen!»

nerationen in der Schule zu oft zu sehr als Historie gepflegtes Bild mutwillig zerstört und die Handlungsmotive satirisch verfälscht zu sehen. Aber könnte (oder sollte) das nicht dazu anregen, unsere Geschichte zu verifizieren und das, was wirklich war, richtig zu verstehen, nämlich anders, als wir es gewohnt sind? Zumindest etwas weniger durch die Brille der Eigenliebe und des Eigenlobes.

Wäre demnach Frischs Tell etwa doch für die Schule?

Ich würde sagen: wenigstens für die Lehrerbibliothek.

Im übrigen wird der objektive Leser nicht umhin können, sich zu vergnügen an Frischs psychologischen Verfremdungsakten: Kabinettstücklein auf dem Hohen Seil der Satire, hoch über dem Fangnetz der in Schillers Drama geronnenen eidgenössischen Eigenliebe.

Zum Beispiel im Kapitel darüber,

wie es (nach Frisch) zu Tells Apfelschuß kam:

«Ein leidiger Zwischenfall ereignete sich noch in letzter Stunde – Ritter Konrad von Tillendorf, heute noch berüchtigt unter dem Namen Geßler, ließ sich gerade den zweiten Stiefel geben, als die Meldung kam: Einer habe den Hut auf der Stange nicht begrüßt!

Er seufzte, wie meistens beim Anziehen dieser Stiefel, und man mußte es ihm zweimal melden: Einer habe soeben usw. Es paßte dem dicklichen Ritter gar nicht. Er wollte heute noch bis Immensee. Er sagte kein Wort, so ärgerte ihn

dieser Zwischenfall; eine Stunde später wäre der Hut nicht mehr auf der Stange gewesen. Er ließ sich sein Wams geben, dann den Gürtel. Seine Waffenknechte hatten den Mann leider gefaßt. Er zog die Handschuhe an, die sich für dienstliche Auftritte ziemten, und ärgerte sich kaum über den Mann, der vielleicht, wie er hoffte, den Hut auf der Stange einfach übersehen hatte, sondern über sich, daß er nicht im Morgenrauen aufgebrochen war. Er hatte sich verschlafen. Er überlegte, wie die leidige Sache sich kürzestens erledigen ließe. Ohne Publikum wäre es einfach gewesen: Gnade vor Recht. Einen ganzen Tag lang, gestern, war nichts vorgefallen, und einen Einzelfall hochzuspielen, hatte er kein Interesse, der dickliche Ritter, der an diesem Tag noch bis Immensee zu kommen hoffte. Es war Föhn, ein leichter Föhn, der sich aber von Stunde zu Stunde verschlimmern konnte; er dachte schon mit Sorge an die Fahrt über den See. Als er auf den Platz kam, wo der Hut noch auf der Stange hing, wimmelte es schon von Neugierigen. Die Waffenknechte, wichtigue-risch vor ihrem Ritter, drängten das Publikum mit ihren Lanzen zurück; dabei versuchte niemand den Verhafteten zu befreien; sie wollten nur zuschauen...

Als er den Mann mit Armbrust und Bub erkannte, erinnerte er sich sofort, und seine Miene hellte sich auf, der Herr Vogt lächelte gar; offenbar meinte er, der Fall wäre mit Scherz zu erledigen: «Du grüßest überhaupt nicht, ich weiß, das ist deine Art.» Die

Waldleute aber blickten finster und rechtschaffen. Obschon er auf dem Pferd saß, daher eine gewisse Uebersicht hatte, blieb es ihm unklar, wie die Mehrheit sich zu dem Außenseiter verhielt. Nahmen sie's dem Heuer übel, daß er sich nicht wie die Mehrheit verhielt, oder gefiel er ihnen? Er selber, der Heuer mit der Armbrust auf der Schulter, blickte unsicher nach seinen Landsleuten, statt auf die Frage zu antworten, wie er heiße. Ein anderer drängte sich aus dem Haufen hervor, ein kleiner Bauer mit rotem Kopf und drohenden Fäusten. Auf die Frage, was diesen Mann so sehr erregte, trat Stille ein; alle schienen es zu wissen – vielleicht war's der flüchtige Bauer aus Altzellen, den die Urner sofort in ihren Haufen zurückzogen... Es galt jetzt, die eigenen Waffenknechte abzuhalten von irgendeiner Dummheit, wie sie Bewaffneten leicht unterläuft; es braucht wenig, daß Bewaffnete sich bedroht fühlen. Daher verlangte der dickliche Ritter mit einer scharfen Stimme, die er sonst nicht hatte: Ruhe, Hände weg, Ruhe! bevor er sich wieder an den Heuer wandte, der inzwischen auch eine grimmige Miene zeigte. Warum er den Hut nicht grüßte, lautete die ritterliche Frage. Der Heuer aber, umringt von seinen Landsleuten mitten auf dem Platz von Altdorf, wo heute sein Denkmal steht, brachte kein Wort heraus, auch nicht auf die entgegenkommende Frage, ob er vielleicht den Hut auf der Stange einfach nicht gesehen habe. Er war's nicht gewohnt, Rede und Antwort zu stehen vor einem Publikum, blickte weniger auf den Herrn Vogt, der vermutlich schon etwas ungeduldig wurde, als auf seine Landsleute, denn mit diesen mußte er weiterleben. Er wollte heute noch bis Immensee! sagte der dickliche Ritter, um die Antwort des Heuers zu beschleunigen. Vergeblich. Dieser hatte einen rötlichen Bart und Sommersprossen-haut, vermutlich ein Choleriker, der es in der Gesellschaft auch nicht immer leicht hatte. Warum er eigentlich immer eine solche Armbrust auf der rechten Schulter trage, fragte Ritter Konrad, um ihn zum Sprechen zu bringen. Vergeblich auch dies. Einige schienen zu grinsen. Die Spannung, was dem Herrn Vogt sonst noch alles einfallen könnte, war jetzt so groß, daß sie sich auf das Pferd übertrug, und der Tillen (wie möglicherweise sein Spitzname lautete) konnte es nur mit schroffen Griffen zügeln, was einem Reiter unweigerlich den Anschein eines Wüterichs gibt. Erschrocken sagte jetzt der Mann mit der Armbrust: «Lieber Herr, es ist ungewäd und nit uss Verachtung geschehen, verzichend mir's, wär ich witzig, so heissi ich nit der Tell, bitt umb Gnad, es soll nit mehr geschehen.» Ein Versehen also; der dickliche Ritter glaubte

es gerne, da sich das Verfahren dadurch verkürzte und streichelte sein Pferd, um es zu besänftigen. Die Leute von Uri hingegen waren enttäuscht von dieser untertänigen Rede, das spürte der Heuer und verbesserte sich: er sei ein freier Mann und grüße keinen Habsburger-Hut! Der dickliche Ritter streichelte noch immer sein Pferd, lächelte sogar. Nämlich es hing kein Habsburger-Hut auf dieser Stange, sondern ein kaiserlicher, dem Reverenz zu erweisen war auch in einem reichsfreien Tal wie Uri. Das wußte die Mehrheit, nur der brave Heuer offenbar nicht. Es waren ja auch, wie man zugeben mußte, etwas komplizierte Verhältnisse damals.

Eigentlich war die Sache jetzt erledigt – nur der Armbrust-Vater, da er hatte belehrt werden müssen und die öffentliche Blamage nicht auf sich sitzen lassen konnte, verbesserte sich nochmals: auch den Hut des Kaisers täte er nicht grüßen, nie und nimmer, ein freier Urner usw. Das war unnötig, aber gesagt. Der Mann hatte plötzlich einen roten Kopf, sagte es sogar noch einmal und lauter als zuvor. Vielleicht spürte er ebenfalls den Föhn. Einige sagten: Gott stehe ihm bei! Andere warteten wortlos auf seine Verhaftung. Auch der Bub spürte, daß sein verwirrter Vater irgendeinen Schnitzer begangen hatte und wollte ihm beistehen, indem er den Vater rühmte: er treffe den Vogel im Flug. Das war im Augenblick nicht gefragt. Als der Herr Vogt auf seinem Pferd gar nichts sagte, im Augenblick ratlos, wie er mit dem Sonderling zu Rande kommen sollte, sagte der Bub, sein Vater treffe den Apfel auf dreißig Schritt. Auch das war eigentlich nicht gefragt – irgendwie hielt es Konrad von Tillendorf für einen rettenden Witz: dann solle der Armbrust-Vater doch seinem vorlauten Bub, der ihm, nämlich dem dicklichen Ritter, auf die Nerven ging, einmal einen Apfel vom Kopf schießen! Das sagte er, indem er schon die Zügel straffte, um vom Platz zu reiten – er begriff gar nicht, warum das Fräulein von Bruneck, das immer noch zugegen war, zu flehen anfang: Herr Konrad! Sie nahm es ernst. Sie redete von Gott. Hinzu trat jetzt Pfarrer Rösselmann, um es ebenfalls ernst zu nehmen. Schon lange hatte man auf irgendeine Ungeheuerlichkeit gewartet, nun hatte man sie: Vater muß Kind einen Apfel vom Kopf schießen!...»



«... tut mir leid, Madame, die Swissair konnte die AUA nicht übernehmen, und so werden Sie auf Ihrem Flug nach Wien anstelle der Mozartkugeln kaum St. Galler Schüblig serviert bekommen!»

DOMAINE
DE BEAUVERNAY
PIAT
JULIÉNAS

Import: A. Schlatter & Co. Neuchâtel